

zum fränkisch-bayerischen Großraum. Dies hatte auch für die Besetzung des Stiftes entscheidende Folgen. Die künftigen Bischöfe des Hochmittelalters stammten anscheinend fast ausschließlich aus königsnahen Geschlechtern oder dem königlichen Hof: Treue Gefolgsleute am Paßweg in den Süden zu haben, war ja für die Italienpolitik gerade der hochmittelalterlichen Könige entscheidend.

Gleichzeitig mit der Umorientierung des kleinen, geistlichen Gebirgszentrums wächst auch dessen Besitz seit dem frühen 10. Jahrhundert, vorwiegend durch königliche Schenkungen rund um Brixen, aber auch im entlegenen krainischen Veldes, zunächst sprunghaft, dann stetig weiter an. Das Jahr 1179 markiert mit der Verleihung der Reichsregalien und dem Aufstieg zum Reichsfürsten einen Höhepunkt, freilich auch den bald eintretenden Wendepunkt des territorialen Ausbaues. Das Hochstift konnte den Großteil seiner königlichen Lehen am Eisack, Inn und an der Rienz nicht halten. Die königlichen Schenkungen und Lehen wurden anscheinend rasch zum Spielball rivalisierender regionaler Adelsfraktionen, wobei sich letztlich die Grafen von Tirol bzw. Görz und schließlich die Habsburger durchsetzen konnten. Die Entwicklung war zunächst durchaus von den Bischöfen selbst, die vorwiegend ihre eigenen Geschlechter bevogteten und belehnten, eingeleitet worden. Das Hochstift Brixen schaffte also, anders als Augsburg etwa, den Aufbau eines mittleren Territorialstaates nicht und blieb bis zum Ende des Alten Reiches ein geistliches Kleingebilde. Innerhalb der *Germania Sacra* nahm es seit dem Spätmittelalter eine kuriose Zwitterstellung zwischen Landsässigkeit und Reichsunmittelbarkeit ein. Die letzten Chancen für den Ausbau seiner Staatlichkeit schwanden mit der Übernahme »Tirols« durch die Habsburger 1363; fortan waren das Geistliche Reichsfürstentum und dessen Träger eng in dem viel größeren habsburgischen Länderverband eingeschlossen. Nikolaus Cusanus bäumte sich als letzter gegen diese Entwicklung auf – es blieb ein verbliches, letztlich bemitleidenswertes Zwischenspiel.

In der Neuzeit brach dann der Trentiner Adel verstärkt in das Hochstift ein. Bischöfe bürgerlicher Herkunft gab es auch weiterhin, wenn auch in geringerer Zahl. Anders als in den großen oberdeutschen Stiften schien in Brixen ein Wechsel von freiherrlichem bis fürstlichem Adel mit einfachen Bürger-, ja Bauernsöhnen problemlos zu sein. Zweifellos kamen diese bürgerlichen Erholungsphasen der Finanzkraft des Hochstiftes, aber auch der Seelsorge im Bistum zugute. Allerdings wandelte sich seit dem Konzil von Trient das Frömmigkeitsverständnis auch des Tiroler Adels, dessen geistliche Sprößlinge vielfach am Jesuitengymnasium in Innsbruck, seit 1665 auch an der dortigen Universität oder am Germanikum studiert hatten. Die Säkularisation des ohnehin kleinen Hochstiftes ging in Brixen anscheinend ohne große Debatten vor sich. Mit Bernhard Galura (1829–1856), einem gebürtigen Breisgauer, begann das Jahrhundert der Seelsorgebischöfe in Tirol. Der spätjosefinische Volksprediger und Katechet mußte sich ob seiner schwäbelnden Mundart zuletzt freilich in die Kanzlei zurückziehen. Der streitbare Vinzenz Gasser warf sich als Katholisch-Konservativer mit voller Wucht in den Schul- und Konfessionsstreit der Tiroler Kulturkampfepoche. Johannes Raffl und vor allem Johannes Geisler (1930–1952) durchlebten dann einen der »dramatischsten« Episkopate der Bistumsgeschichte: Die Kirche übernahm in jenen schwierigen Jahren die Führungsrolle gegen die faschistische Assimilierungspolitik. Freilich endete die offene Opposition mit einer tragischen Spaltung des niederen und hohen Klerus, da sich Bischof Geisler und Generalvikar Pompanin für die Option (Aussiedlung der Südtiroler) aussprachen. Sein derzeitiger Nachfolger Joseph Gargitter bemüht sich um einen friedlichen Ausgleich der Sprachgruppen.

Das handliche Buch, reich illustriert und in angenehmem Format gestaltet, füllt eine Lücke der Tiroler Kirchengeschichte der letzten Jahrzehnte; gerade die neuzeitliche Hochstiftsgeschichte ist in den letzten Jahren durch eine Reihe von Dissertationen neu erforscht worden. Wünschenswert wären freilich, zusammen mit dem umfangreichen Literaturverzeichnis, ein paar wenige Seiten Anmerkungen zu den einzelnen Kurzbiographien gewesen. Für das hier vorliegende Werk war der Autor, Schüler des verstorbenen Kirchenhistorikers Anselm Sparber, auch aufgrund seiner kürzlich erschienenen Pädagogikgeschichte in vortrefflicher Weise prädestiniert. Mit entsprechendem Schwung und Elan sind die einzelnen Beiträge geschrieben.

*Heinz Noflatscher*

RUDOLF VON THADDEN–MICHELLE MAGDELAINE (Hrsg.): Die Hugenotten, 1685–1985. München: Beck 1985. 243 S. 25 Abb. 6 Karten. Geb. DM 39,80.

Am 18. 10. 1685 hob König Ludwig XIV. von Frankreich das Edikt von Nantes (1598) auf: Die Hugenotten mußten entweder ihrem calvinistischen Glauben abschwören oder das Land verlassen, allen voran die Pfarrer. Etwa 200 000 der insgesamt 850 000 Mitglieder zählenden Gemeinden, so jedenfalls die bisher

gültigen Schätzungen, zogen das Exil in Europa und Übersee vor. Die Entscheidung des französischen Königs kam so überraschend nicht, hatte doch Landgraf Karl I. von Hessen-Kassel schon im April 1685 den gewerbetreibenden französischen Glaubensgenossen Privilegien für den Fall in Aussicht gestellt, daß sie in seiner Grafschaft ansiedeln würden; auch das Toleranzedikt des Großen Kurfürsten muß gedanklich schon vorbereitet gewesen sein, auch wenn es erst am 29. 10. 1685 publiziert wurde.

Der Flüchtlingsstrom ergoß sich in mehreren Schüben (meist über die Schweiz) nach Deutschland, in die Niederlande, nach England und Nordamerika. Gemeinden, Kirchen und Regierungen der Aufnahmeländer stellten erhebliche Mittel (in den Niederlanden beispielsweise auch durch eine Lotterie) für Aufenthalt, Reisekosten und Ansiedlung zur Verfügung; Drehscheibe für die Flüchtlinge wurde Frankfurt am Main, in dem auch Agenten der Niederlande, Preußens und Englands für ihre Länder wirkten. Die Aufnahme in den Gastländern war unterschiedlich gut organisiert, häufig aber wurden die Flüchtlinge im Bereich von Grenzstrangböden angesiedelt, so daß sie in andere Länder weiterzogen. Am heftigsten wehrte sich die württembergische Kirche gegen die Aufnahme der Hugenotten mit der Maxime: »Lieber Türken im Land als die Reformierten.«

Die Hugenotten waren keine theologisch geschlossene Gruppe. Die erste Ausbildungsstätte für den Pfarrernachwuchs wurde 1730 in Lausanne geschaffen, der Stadt, in der die Hugenotten 25% der Bevölkerung stellten. Der ökonomische Einfluß der Hugenotten auf die Gastländer war eher mäßig, sehr rasch zeigten sich Assimilierungserscheinungen (Mischehen mit Einheimischen, Übernahme deutscher Wörter), die noch dadurch verstärkt wurden, daß bald keine französischsprachigen Pfarrer und Lehrer mehr zur Verfügung standen. »Die Basis der Refugiés im Staat der Hohenzollern war schwächer als ihre Wirkung [...]. Keine andere Einwanderungsgruppe hatte so viel von sich reden gemacht, keine andere hatte auch so viele Ansätze zur heroisierenden Legendenbildung geboten« (S. 196). Das Schicksal der Hugenotten spiegelt sich in den Säkularfeiern zur Vertreibung wider: 1785 erschien die erste umfangliche Dokumentation über Vertreibung und Aufnahme (in Preußen), 1885 feierten die Sprecher der Hugenotten sich und ihre Glaubensgenossen als die treuesten und entschlossensten Kämpfer für das Deutsche Kaiserreich, 1985 schließlich geriet das Jubiläum zu einem Drahtseilakt zwischen Tourismus, Traditionspflege und Standortbestimmung. Rechtzeitig wurde ein deutsch-französisches Gemeinschaftsprojekt (VW-Stiftung) zur Erforschung der Geschichte der Hugenotten ins Leben gerufen, rechtzeitig wurde im vorliegenden Buch, das übrigens gleichzeitig in deutscher und französischer Sprache erschien, eine erste Zusammenfassung vorgelegt. Allerdings, so der wichtigste Eindruck, wird sehr viel in der Literatur längst Bekanntes erneut beschrieben und auf die Notwendigkeit weiterer Forschungen verwiesen. *Uwe Ziegler*

JOACHIM HAHN – HANS MAYER: Das Evangelische Stift in Tübingen. Geschichte und Gegenwart – Zwischen Weltgeist und Frömmigkeit. Stuttgart: Theiss 1985. 406 S. mit 205 Abb. Kunstln. Bis 31. 12. 1986 DM 59,-; danach DM 68,-.

»Das Stift« ist leicht in aller Munde. Kaum eine Gestalt der altwürttembergischen Führungsschicht, in deren Biographie es nicht auftaucht. Daß sich viele schwäbische Geistesgrößen an seinen Reglements wunderräben hätten, manchmal fürs Leben, ist ein stehender Topos der Literatur. Das Gegenteil zu behaupten, könnte den Betroffenen noch heute in den Verdacht der Mediokrität bringen und ist fast unanständig. Und woher, wenn nicht von dort, hätte etwa die Figur eines »Repetenten der Nation« (gemeint: Friedrich Theodor Vischer) kommen sollen? Singulären Institutionen mit Monopolcharakter begegnet man gern auf ironische Distanz. Andererseits wurde und wird gerade das Stift immer gern vorgeführt, wenn Demonstrationen für »hie gut Württemberg allewege« gefragt sind, Belege für die gediegene Weisheit der (alt-)württembergischen Institutionen. These und Antithese bleiben hier oft konträr gegeneinander. Kein Wunder, denn ihre kunstreiche Vermittlung zur Synthese hat zwar der Stifter Hegel, aber erst später außerhalb des Stifts »erfunden«.

Die Singularität des Tübinger Evangelischen Stifts wird im vorliegenden Werk nicht überstrapaziert, sein durch den Herrscherwillen zuweilen Zwang ausübender Monopolcharakter (z. B. S. 60f.) nicht unterschlagen. Der Untertitel ist von den Autoren ernst genommen: Neben dem, worauf man als entferntere Geschichte zurückblickt, kommt reichlich die Gegenwart vor: unser Jahrhundert einschließlich der vergangenen 20 Jahre, in denen sich das Gesicht des Stifts wahrscheinlich mehr verändert hat als in allen Epochen zuvor. Erinnerung sei an die Festschreibung seiner Rolle (lediglich noch) als »Studien- und Wohnheim« für Theologiestudenten 1974, die den exklusiven Status dieser Bildungseinrichtung in allen